

Kultur

Der innere Kampf

San Antonio in Texas hat die zweithöchste Schwangerschaftsrate bei Teenagern in den USA. In «Petting Zoo» zeigt die Regisseurin Micah Magee, was ein solches Umfeld für eine junge schwangere Frau bedeutet.

Ana Matijasevic

Ein schwangerer Teenager, das ist Stoff für trashige Realityshows, die «Teen Mom» oder «16 and Pregnant» heissen. In «Petting Zoo» von Micah Magee aber ist es Material für ein fein beobachtetes Spielfilmdebüt. Das Drama verzichtet auf Belehrung und Blossstellung, vielmehr zeigt es den inneren Kampf der jungen Layla, die dem Urteil der Gesellschaft und den Interventionen ihres Umfelds ausgesetzt ist. «Nicht nur in Texas, auch anderswo werden junge, schwangere Frauen schnell verurteilt und entwürdigt, oft auch ausgeschlossen», sagt die 37-jährige Regisseurin im Gespräch. «Aber Frauen, auch junge, sollen sich für ihre Sexualität nicht schämen müssen.»

Im texanischen San Antonio wird heute noch sexuelle Abstinenz als Mittel gegen frühe Schwangerschaften gepredigt, über eine Abtreibung nachzudenken, gilt als Affront gegen die Moral. Texas ist die Heimat der Regisseurin Micah Magee, sie war als Teenager selbst schwanger und erlebte dieselbe Rigorosität. «Irgendwann wird einem bewusst, dass es nicht nur die eigene Geschichte ist, sondern eine allgemeine, die erzählt werden muss.»

Magee porträtiert in «Petting Zoo» die 17-jährige Layla, die ungewollt schwanger wird und sich eine Lösung erkämpfen will, dabei aber auf Gefühllosigkeit stösst und gegen ein kaputtes, bigottes System kämpft: Eigentlich war sich Layla sicher, dass sie dem tristen San Antonio den Rücken kehren kann, der Muster-Schülerin wurde im letzten Highschool-Jahr auch schon ein Universitätsstipendium zugesagt.

Als sie schwanger wird, drängt sie die Familie, das Kind zu behalten, ihr Vater entscheidet für sie. Andere Signale kriegt sie von ihrem Lehrer: «An der Uni erwartest dich ein anspruchsvolles Programm. Du kannst das nicht durchziehen und ein Kind kriegen.» Layla verzichtet auf ihr Studium, als alleinerziehende Mutter ohne Ausbildung und elterliche Unterstützung wird sie sich irgendwie durchschlagen müssen.

Schüchtern und stark zugleich

Im gottesfürchtigen Bundesstaat Texas, in dessen öffentlichen Schulen den jungen Leuten kaum sexuelle Aufklärung geboten wird, liegt die Rate von Teenagerschwangerschaften überdurchschnittlich hoch. «Petting Zoo» übersetzt da nicht nur ein Einzelschicksal, sondern eine soziale Misere auf die Leinwand. Die bis vor kurzem in Berlin lebende Micah Magee schliesst mit dem Coming-of-Age-Drama ihr Studium an der Deutschen Film- und Fernsehakademie ab, es lief 2015 in der «Panorama»-Sektion der Berlinale.

Noch heute arbeitet Magee mit texanischen Schülerinnen zusammen, die ihr auch als Recherchenquelle für ihren Erstling dienen. «Viele junge Mädchen haben bereits Sex, bevor sie es überhaupt geniessen können», meint Magee. Meist müsse sie die Mädchen ermutigen,



Die Regisseurin Micah Magee war als Teenager selbst schwanger. Foto: Doris Fanconi

auf sich selbst und ihren Körper zu hören. «Die Medien zeichnen das Bild von sexuell sehr aktiven Frauen. Ich frage mich, was dieses Bild mit ihnen selbst noch zu tun hat.»

«Petting Zoo» ist aus der Perspektive der Hauptfigur Layla erzählt, gespielt von der Laiendarstellerin Devon Keller. Sie gibt Layla etwas schwer Fassbares, diese wirkt schüchtern und stark zugleich und agiert trotz Unmündigkeit entschlossen. Wie sie schwanger wird, nimmt Layla ihre Umgebung geschärft wahr, aber bei ihr selbst entstehen

keine klaren charakterlichen Konturen, was zu einer entrückten Stimmung und einer spannungsreichen Offenheit führt.

Eine erkennbare Haltung

Layla sucht selber nach Antworten, setzt sich mit gewissen Problemen auseinander, mit anderen nicht. Dass der Film auf überdeutliche Dramatik verzichtet, verstärkt den inneren Konflikt der Figur, die in einer schwierigen Situation sich selbst überlassen wird. «Wie kann man junge werdende Eltern in diesen Situa-

tionen unterstützen?», fragt Magee. «Wie kann eine Gesellschaft darin gestärkt werden, schwangere Teenager nicht auszugrenzen?»

«Petting Zoo» antwortet darauf: Niemand hat sich bei der Frage, ob eine Frau ein Kind bekommen will, einzumischen. Das ist die erkennbare, aber nie ausgesprochene Haltung dieses Films: Lasst die junge Frau selber entscheiden.

«Petting Zoo» läuft in Bern ab Donnerstag im Kino Rex.

Klangwunder und Wunderklänge

Khatia Buniatishvili lässt Schumann leuchten, und Paavo Järvi galoppiert durch Schostakowitsch.

Peter König

Würde der grosse Steinway-Konzertflügel im Casino Autogramme sammeln, hätte er regen Zuspruch; Benjamin Grosvenor, Lars Vogt und Kit Armstrong hätten kürzlich signiert. Und führte er ein Tagebuch über die grossen Pianostars, wäre der Eintrag über die Georgierin Khatia Buniatishvili (*1987) interessant zu lesen. Sie war zu Gast mit den Migros-Kulturprozent-Classics und mit Robert Schumanns Klavierkonzert in a-Moll. Der Flügel würde kaum notieren, dass sie «eigenwillig» gespielt habe - das kann man überall lesen. Und auch ihr Outfit - anderswo ebenso einlässlich erörtert wie ihre Interpretation - wäre ihm egal. Er würde sich eher erinnern an markante, ja fast gewalttätige Anschläge zu Beginn des Konzerts und im Finalsatz. Und sich fragen, wie ein und dieselben Hände seine Tasten dann wieder so zärtlich streicheln, ihnen solche Wunderklänge entlocken können. Man merkt schnell, dass es nicht das erste Konzert dieser Tournee ist: Perfekt eingespielt sind Solistin, Dirigent Paavo Järvi und Orchestre de Paris. So gut, dass auch abruptes Einhalten und Loslegen in den Solokadenzen den Klangkörper nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Natürlich huldigt der volle Saal der jungen Pianistin, und diese bedankt sich artig mit einem Händel-Menuett.

Unkapriziöse Caprice

Den Namen Richard Dubugnon müsste man sich merken - wenn man es nicht längst getan hätte. Der Westschweizer Komponist ist bekannt und sein Umgang auch mit grossen Orchestern gekonnt. Entsprechend vielseitig, wenn auch letztlich ein wenig beliebig, erklingt zu Beginn seine Caprice Nr. 2, Teil eines grösseren Ganzen (im Mai 2017 ist Nr. 3 geplant). Das 13-minütige Stück enthält wahre Klangwunder. Mit Schostakowitsch hat es vor allem den rastlosen Duktus gemein. Dank vieler fliegender Themenwechsel passt das Werk fast überall hin, konzertdramaturgisch hätte man es sich auch direkt vor der abschliessenden 6. Sinfonie von Dimitri Schostakowitsch vorstellen können. Doch das hätte überlagert, dass das scheinbare Nichtzusammenpassen der drei (!) Sätze dieser 6. Sinfonie Programm ist. Mit der Auslassung eines Kopfsatzes und dem Einstieg mit dem bedrückten Largo unterstreicht der Komponist den Kontrast zum überdrehten Allegro und zum grellen Presto. Järvi, der über einen technisch in allen Registern glänzend besetzten Apparat gebietet, übersteigert diesen Kontrast noch: Schon der kurze Mittelsatz gerät atemberaubend schnell, und durch das Finale peitscht er das Orchestre de Paris, als gälte es noch einen TGV zu erwischen. So werden die beiden schnellen Sätze zu wahren Zirkusnummern, mit dem Dirigenten als Dompteur, der seine Pferde immer schneller durch die Manege treibt. Sehr effektiv in der Tat und von der Präzision her alleweil staunenswert. Und doch stellt man sich ein wenig die Frage, ob sich der Komponist das wirklich genauso plakativ vorgestellt hatte.

Tiefgründiges im Unspektakulären

Elisabeth Schrom gibt mit 69 Jahren ihr Debüt «Herbertgeschichten» heraus und überzeugt dank schlichter, präziser Sprache und liebevoller Charakterisierung.

Gisela Feuz

Eine Frau fehle ihm nicht. Höchstens eine Putzfrau, erklärt Herbert seinem besten Freund Rudolf beim wöchentlichen Treffen im Park. Immer dienstags kommen die beiden Rentner bei der gleichen Bank im Stadtpark zusammen und pflegen dort ihre wortkarge Männerfreundschaft. Während Rudolf mit der verknöcherten Edith verheiratet ist, lebt Herbert seit 30 Jahren allein, hat sich sein Leben aber ganz gut eingerichtet.

Klar doch. Manchmal wünscht auch er sich eine Frau. Aber wo sollte er eine Frau unterbringen in seiner Wohnung?

«Aufregend warme Stimmung»

Es ist ein unaufgeregter, etwas verschrobener und vorsichtiger Charakter, den die 69-jährige Elisabeth Schrom für ihr Debüt «Herbertgeschichten» entworfen hat. Ihr Herbert ist ein Gewohnheitstier und Sammler, der 127 Spazierstöcke sein eigen nennt und in seiner Wohnung ein Sammelsurium an Bildern, Masken und Figuren aus aller Herren Ländern angehäuft hat. Im Umgang mit Menschen ist er etwas ungeniek, aus der Männerriege ist er ausgetreten, weil ihn der Bauch zunehmend bei den Liegestützen behinderte, und vor Frauen fürchtet er sich ein wenig.

Als Herbert in einer Zeitung auf eine Annonce stösst, in welcher eine Italiene-

rin einen «Ehemann wegen Existenzsicherung» sucht, ist er von der Unverblümtheit der Aussage dermassen ange-tan, dass er kurzerhand auf die Anzeige antwortet. In der Folge tritt die feurige Ivana in sein Leben, die mit ihren viel zu grossen Füßen und einem «hügeligen Pullover» Herbert in «aufregend warme» Stimmung versetzt. Ivana bringt frischen Wind in sein Leben, ist dann aber doch eine Spur zu temperamentvoll für den zurückhaltenden Rentner, was mit einem Bandscheibenvorfall endet und mit einer Hochzeit, bei der allerdings nicht Herbert der Bräutigam ist.

Die Armee wartet auf den General

Auch wenn Herberts Rentnerdasein in Schroms Erzählung von Alltäglichkeiten und Routine geprägt ist, so ist das Debüt der in Allschwil beheimateten Autorin keinesfalls langweilig. Ganz im Gegen-

teil. Sie schafft es, mit den vordergründig unspektakulären Herbert-Episoden die grossen Themen der Menschheit abzuhandeln. Das tut Schrom oft nicht explizit, sondern zwischen den Zeilen und zwar in schlichter, schönörkelloser Sprache, wie es dem Wesen ihres Protagonisten angemessen ist. Unaufgeregtheit und Lakonie prägen Schroms Sprachduktus, wobei die Autorin auch eine Vorliebe für kuriose Details und situativen Witz offenbart und mit passenden Vergleichen und Personifikationen starke Bilder schafft. So etwa, wenn sie Herberts 127 Spazierstöcke mit einer strammen Armee vergleicht, die auf ihren General wartet.

Zudem ist die 69-Jährige bei der Gestaltung ihrer Charaktere äusserst liebevoll zu Werk gegangen. So wächst einem nicht nur dieser pragmatische und etwas schrullige Herbert ans Herz,

sondern man hegt zwischenzeitlich gar für dessen pedantischen, langweiligen und spiessigen, aber grundverlässlichen Freund Rudolf Sympathie, der im Park alle Spatzen zu kennen glaubt und ein schlechtes Gewissen hat, wenn er die Semmel vergisst, mit der er das Vogelvolk normalerweise füttert.

Der Plural im Titel «Herbertgeschichten» könnte treffender nicht sein für Schroms Erzählung, denn jedes Kapitel ihres Debüts kann auch als eigene in sich geschlossene Episode gelesen werden. Insofern ist ihr Buch auch eine Sammlung erzählerischer Kleinode, Kleinode, die mit wenigen Worten viel mehr sagen als manch 700-seitiger Roman.

Elisabeth Schrom: «Herbertgeschichten», Zytglogge-Verlag, Basel, 2016, 125 Seiten, Fr. 26.